

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 37.

Sonntag, 13. Februar.

1916.

(2. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ilse-Dore Tanner.

Sie packte alle jene Dinge, die ihr für die erste Zeit unentbehrlich schienen, in ihre Reisetasche und den kleinen Koffer, ihre Schmuckfächer barg sie in ihrer kleinen Umhängetasche. Das Bäckchen an Christine sollte mit einem erklärenden Brief erst am Samstag fortgehen. Auch Christine durfte ebenso wenig wie ihr Bruder wissen, wohin sie gegangen — das war das Schwerkste, daß sie auch ihnen, für vorläufig wenigstens, unerschütterlich bleiben mußte. Denn wenn auch Christine sie nie verraten würde, ihre Schwiegermutter sah jeden Brief, der in ihre Hände kam oder Schloß Raupach verließ, und Karl-Friedrich durfte sich einem strikten Befehl seines Vaters nicht widersetzen, sie wollte ihn vor Konflikten, vor einem Zerwürfniß mit dem Vater bewahren. — Den Brief an ihn würde sie beim Verlassen des Schlosses in den Kasten stecken.

Mit bitterem Herzweh schrieb Anne-Marie diesen Abschiedsbrief an den geliebten Bruder, den einzigen Menschen, der ihr außer Christine nahestand. Mehrere Male zerriß sie den Bogen wieder, sie wollte nicht weich werden, auch den Groll gegen den Vater, der auch in Karl-Friedrich schimmerte, nicht zu sehr schüren, so schrieb sie schließlich nur wenige Zeilen:

„Mein lieber Karl-Friedrich!

Wenn Du diesen Brief erhältst, habe ich unsere Heimat verlassen und werde, solange unser Vater lebt, nicht mehr dorthin zurückkehren. Du kennst das Leben, das ich auf Schloß Wiesenheim geführt habe, und Du hast oft gesagt, daß Du es nicht ertragen würdest. Nun wohl, auch ich bin an der Grenze des Ertragenkönnens angelangt — lange schon, und der Antrag des Fürsten Beerbach, zu dessen Annahme man mich zwingen will, war das Rubiel. Ich gehe fort, um endlich einmal mein eigenes Ich zu leben, zu arbeiten, zu darben meinerwegen, aber doch zu leben. Du brauchst mich nicht zu heimitleiden oder Dich meinerwegen zu ängstigen, mein geliebter Bruder, ich bin so unendlich glücklich, seit ich mich zu dem Entschluß durchgerungen habe, endlich frei sein zu wollen, und ich habe alles wohl überlegt und erwogen. Die 5000 Mark von Tante Annelie helfen mir über die erste Zeit, bis ich mir eine Existenz gegründet habe. Ich habe feste und vernünftige Pläne. Du kannst Dich auf mich verlassen, mein Karl-Friedrich. Ein tiefer Schmerz ist es für mich, daß ich Dich nun für lange, lange Zeit nicht mehr sehen werde, keinen Brief von Dir erhalten und keinen mehr an Dich schreiben kann. Das ist der teuerste Preis, den ich für meine Freiheit zahlen muß. Ich danke Dir noch einmal für all Deine Liebe und Treue und wünsche Dir von ganzem, ganzem Herzen ein reiches und volles Glück, wie Du es verdienst und wie es ja doch auch manchmal uns armen Fürstentümern beschieden ist. Behalte lieb

Deine Schwester Anne-Marie.“

Den letzten Tag verbrachte Anne-Marie damit, alle die alten, ihr besonders lieben Plätze noch einmal aufzusuchen und lange an der Grabstätte ihrer Mutter zu

verweilen, die sie mit den letzten, schönen Herbstrosen schmückte.

Erst nach dem Abendessen, das Anne-Marie mit der Fürstin gemeinsam eingenommen und nach dem sie sich unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen gleich zurückgezogen hatte, rief sie Luise in ihr Zimmer herauf und teilte ihr mit, daß sie sie noch am selben Abend nach der Residenz begleiten müsse.

„Ich reise zur Fürstin Raupach, aber heute soll das niemand erfahren, wir müssen heimlich das Schloß verlassen“, schloß sie ihre Mitteilung.

„Ach, du lieber Gott!“ stotterte Luise so entsetzt, daß Prinzessin Anne-Marie unwillkürlich über ihr Erschrecken lächeln mußte.

„Wenn du nur eine Spur Liebe und Anhänglichkeit für mich hast, wirst du dein Möglichstes tun, daß uns niemand sieht, es könnte dann sonst sehr, sehr traurige Folgen für mich haben“, sagte sie ernst.

„Ach, Durchlaucht, gnädigste Prinzessin, ich will ja gewiß alles gern tun“, schluckte das Mädchen nun auf, „wenn nur Seine Durchlaucht, der Fürst, nachher —“

„Das laß mir meine Sorge sein, Luise, dich trifft auf keinen Fall eine Schuld, du folgst nur meinen Weisungen.“

Kurz nach zehn Uhr setzte sie das einfache braune Filzhütchen auf und band einen dichten Schleier vor. Sie hoffte, daß sie mit diesem und in dem neuen Kostüm, das hier noch niemand gesehen, vielleicht unerkannt bleiben würde, selbst wenn es einem guten Wiesenheimer einfallen sollte, auch noch spät abends nach der Residenz zu fahren.

Punkt einhalb elf erschien Luise, bleich und verstört aussehend. Sie nahm den kleinen Reisekoffer, Prinzessin Anne-Marie griff selbst nach der Tasche, warf noch einen letzten Blick auf ihr Zimmer und ging dann leise mit der Kammerjungfer hinaus. Fast unhörbar stiegen sie die Hintertreppe herunter, die die Prinzessin bisher kaum jemals betreten, und ohne jemand zu treffen, kamen sie aus dem Schlosse und durch den im tiefsten Dunkel liegenden Garten auf die Straße, die nach dem Bahnhof führte.

Das Städtchen Wiesenheim lag schon im tiefsten Schloß, und die vereinzelter Fußgänger, die sie trafen, sahen sich nicht nach den beiden unscheinbaren Frauen-gehaltn um.

Am Bahnhof schickte die Prinzessin Luise an den Schalter und ließ von ihr zwei Fahrkarten zweiter Klasse nach der Residenz besorgen. Der Beamte an der Sperre stutzte zwar, als sie durchgingen und sah ihnen erkannt und aufmerksam nach, aber sonst passierte nichts, was sie hätte ängstlich machen können, und sie stiegen unbehelligt in den Zug und fuhr den großherzoglichen Residenz entgegen.

Anne-Marie war zunächst wie im Traume, aber gewohnt, sich, wenn es galt, aufzuraffen, zwang sie sich.

Nur zu denken. Als der Zug in den Bahnhof der Residenz einfuhr, war sie mit sich im Klaren, sie hatte Luise Geld gegeben zur Rückfahrt, die sie gegen Morgen antreten mußte, hatte sich von Luise eine Karte nach der Station, bei der Raupach lag, lösen lassen und heimlich schleunigst eine zweite Klasse nach Berlin gekauft, als Luise sich mit dem kleinen Gepäck beschäftigte. Dann stellte sie fest, daß der Zug vor dem Berliner Nachtzug abging, sie ließ sich von Luise bis in das Damenabteil geleiten und verabschiedete sich mit gewohnter Ruhe und Freundlichkeit von dem Mädchen. Sie sah Luise nach, bis sie im Wartesaal verschwunden war: Gott sei Dank, so weit war sie — Luise würde also bei einem Verhör wahrheitsgemäß angeben können, daß sie die Prinzessin an den Zug, der sie nach Raupach bringen mußte, geleitet hatte.

Noch ehe die Türen geschlossen waren, verließ Anne-Marie, Kofferchen und Tasche in der Hand, den Wagen und eilte, ihr Billett schleunigst wechselnd, die Treppen hinunter und auf der anderen Seite hinauf zum großen Bahnsteig, wo das Schild „D-Zug nach Berlin“ ihr entgegenleuchtete. Es standen mehrere Leute an der Sperre, — eine schlanke, unauffällig gekleidete Reisende konnte dazwischen gar nicht auffallen. Der Zug brauste heran — ein Schaffner riß die Türen auf: fünf Minuten Aufenthalt — Anne-Marie, noch immer ganz selbstbeherrscht über der Situation stehend, stieg in den zurückstehenden Wagen — Anne-Marie fuhr heimtösch in die dunkle Nacht hinaus.

Während die Räder eintönig rollten und dröhnten, kam eine Art Erschlaffung über sie — sie war so müde, körperlich und geistig, daß sie kaum noch einen klaren Gedanken hatte, und der traumhafte Zustand kam wieder über sie. Sie hob den Schleier — die Luft war zum Ersticken — sie fühlte das Verlangen nach einer Tasse heißen Tee oder Kaffee, sie hatte ja den ganzen Tag vor Aufregung nichts genossen, sie suchte in ihrer kleinen Tasche nach einem Stückchen Schokolade, wie sie sie sonst wohl auf Reisen mit sich führte, aber sie suchte vergeblich.

Sie hatte fast vergessen, daß sie nicht allein im Abteil saß, als sie sich umsah, bemerkte sie außer einer schlafenden Mitreisenden noch eine Dame, die den Platz ihr gegenüber eingenommen hatte. Diese schlief nicht und hatte ihr Gesicht der Prinzessin zugewandt, deren Erscheinung trotz der sehr einfachen Kleidung doch von größter Distinktion war.

Als sie aufsaß, blickte sie der alleinsitzenden Dame in die Augen — Anne-Marie erschrak bis ins innerste Herz: dieses Gesicht sah sie nicht zum erstenmal, diese Dame hatte sie schon gekannt — mit ihr gesprochen — dann aber mußte die Dame sie auch kennen!

Ach ja, nun wußte sie auch, wer die Dame war, Fräulein Susanna Kerstens, die Malerin, die vor zwei Jahren im väterlichen Schloß die alten Ahnenbilder ausgemalt und übermalt und den Plafond des neuen Musiksaals geschaffen hatte. Sie war nett, freundlich und lustig gewesen, und Anne-Marie hatte noch Malstunden bei ihr gehabt. Wenn sie sie erkannte — und wenn sie sie ansprach! Die lähmende Furcht vor der Entdeckung ihres Schrittes, für den sie die ganze Verantwortung stolz übernahm, der doch aber Fremden eigenartig und unverständlich erscheinen mußte, kam wieder über sie.

Und nun wieder — Anne-Marie war in leichten Schlaf gefallen — ein erleuchteter Bahnsteig — der Name der Station wurde abgerufen — ein bedeutender Kreuzungspunkt war erreicht — die Malerin hatte ihre Reisetasche und ihr Schirmpaket ergriffen und schob sich langsam durch die Tür in den Korridor hinaus. Ein Geiszer der Erleichterung hob der Prinzessin Brust, sie trat ans Fenster des Korridors und sah, wie Fräulein Kerstens zu einem anderen bereitstehenden Zug schritt.

Die Adresse einer Fremdenpension im Westen der Stadt hatte sie sich notiert. Sie wußte, daß der Westen eine bevorzugte Gegend war, und der Name und Stand der Wirtin: Frau verpöbete Suffianat Madinaer

— flöhte ihr Vertrauen ein, zudem hatte sie ja die Adresse früher schon durch Christine Raupach erfahren. Als sie vor dem großen, modernen Hause vorfuhr, schien der Portier, der die Morgenreinigung des Bürgersteiges besorgte am Koffer und Tasche sofort eine Dame für das Pensionat in ihr zu sehen, er nahm ganz selbstverständlich das kleine Gepäck und sagte geschäftsmäßig, ohne der Prinzessin Frage abzuwarten: „Gewohl, meine Dame, es sind in Pension Wodinger Zimmer frei!“

„Meine Dame!“ Anne-Marie war zuerst erschreckt — es war das erstemal, daß jemand, daß ein Diener sie nicht Durchlaucht anredete, aber sie war ja auch nicht mehr Durchlaucht, sie war einfach Fräulein Müller!

Sie wurde in das kleine „Bureau“ der Frau Justizrat geführt, die, nachdem sie sich anscheinend sehr mit der Toilette beeilt hatte, selbst kam. Anne-Marie wollte zwei Zimmer haben, denn der Gedanke, auch im Wohnzimmer zu schlafen oder im Schlafzimmer zu wohnen, war ihr fremd und unsympathisch. Aber Frau Wodinger war eine vorzügliche Rechnerin, eine Eigenschaft, die sie sich, um ihr knappes Auskommen zu haben, hatte zulegen müssen — diese junge Dame wollte zwei Zimmer! Das ging nicht, wenn die zwei Zimmer nahm, ging ihr ja der Preis für die Kost des zweiten verloren! So bedauerte sie sehr, eben im Augenblick nur ein Zimmer zu haben, portierwärts, ganz ruhig gelegen, zum Preise von 200 Mark monatlich mit vollständiger Pension.

Gewohnt, wortreich und ausführlich ihre Verhandlungen zu führen, überstülpten ihre Worte die müde Prinzessin so, daß sie sich, nachdem sie das laubere, in gewisser Weise zierlich eingerichtete Zimmer gesehen hatte, zum Weichen entschloß.

Sie begann, Mantel, Hut und Kleid abzulegen, badete ihr Gesicht in frischem Wasser, das ihr ein lauberes, freundliches Hausmädchen brachte, konnte sogar mit einigem Appetit den Tee trinken, den ihr Frau Wodinger ausnahmsweise heute auf dem Zimmer servieren ließ und streckte sich dann, todmüde, unfähig, anderes zu denken, als daß sie später ausgehen würde, um ihre Toilette zu vervollständigen und sich Kleider zu kaufen, auf die bequeme Chaiselongue. Angeknallt an den kleinen Koffer fand sie die weiche, bunte italienische Decke, die sie gestern Abend, einer plötzlichen Eingebung folgend, von der Chaiselongue ihres Zimmers mitgenommen hatte. Sie entfaltete sie und deckte sich damit zu — ihre feinen Hände glitten wie lieblosend darüber hin. Karl-Friedrich hatte sie ihr von seiner italienischen Reise mitgebracht.

Und merkwürdig, als sie die Decke warm und weich über sich fühlte, kam neben der köstlichen Erschlaffung eine wohlthuende Ruhe über sie und sie fiel in einen tiefen, erquickenden Schlaf. (Fortsetzung folgt.)



Handle so, wie du kannst wollen,
Daß auch and're handeln sollen.

Bodenstedt.

Kriegsbeschädigten-Fürsorge in früherer Zeit.

Die in Berlin soeben eröffnete Ausstellung, die einen besonders wichtigen Teil der Kriegs-Fürsorge, die Kriegsorthopädie, umfaßt, lenkt das Interesse auch auf die Maßnahmen, die in früherer Zeit für die Lebensgestaltung der Invaliden getroffen wurden. Die überraschenden Fortschritte unserer Kriegschirurgie und die Höhe der Technik, die in der Konstruktion neuer Ersatzglieder wahre Wunderdinge verrichtet, ermöglicht heute unseren Kriegsinvaliden die Ausübung so mancher Tätigkeit, die früher undenkbar gewesen wäre. Deshalb mußten sich vergangene Zeiten, die nicht wie wir heute in der Lage waren, den Kriegsbeschädigten neue Arbeitsmöglichkeiten zu erschließen, in ihren Fürsorgebestrebungen im wesentlichen auf die Gewährung ausweichender Unter-

Stützung und die Einrichtung von Versorgungsheimen beschränken. In welcher umfassender Weise dies aber auch damals häufig geschah, und welche Bevorzugung die Veteranen genossen, schildert Pfarrer Martin Ulbrich in der Vierteljahrschrift für innere Mission. Je höher die Kultur eines Landes stand, um so mehr nahm man sich der Kriegsbeschädigten an. Die griechischen Staaten machten sich in dieser Beziehung sehr verdient, namentlich die Athener. Sie gaben den Invaliden in den Prytaneen eine sorgenfreie Unterkunft. Das Volk pflegte diese Männer auf der Straße zu grüßen und räumte ihnen im Theater die besten Plätze ein. Auch ihre Kinder wurden von Staats wegen unterstützt. Kriegsfähige Söhne erhielten eine Soldatenausrüstung geliefert und konnten Offiziere werden. Ähnlich sorgte Alexander der Große für die Veteranen. Er beschenkte sie bei der Entlassung reichlich; so gab er nach dem indischen Feldzug einem jeden (es waren 12 000 Mann) ein volles Talent, d. h. etwa 4800 M. — für jene Zeit ein nicht unbeträchtliches Vermögen, mit dem sich wohl der Unterhalt einer Familie bestreiten ließ. Bei den Römern wurden die Invaliden entweder mit einer Geldsumme abgefunden oder in sogenannten Militärkolonien angesiedelt. Auf diese Weise entstanden Dörfer und Städte, die oftmals zu großer Blüte gelangten. Wiederholt wurde diese praktische Einrichtung später nachgeahmt. So schuf Kaiser Ferdinand I. nördlich von Sen und Donau die Militärgrenze, die einen Schutzwall gegen die Türken bildete. Leopold I. errichtete so die slowenische Grenze, die später an Ungarn überging. Den invaliden Offizieren verlieh der römische Staat meistens Ämter in der Provinzialverwaltung, wodurch sie oft Gelegenheit fanden, bedeutende Privatvermögen zu erwerben; manche Familie ist dadurch zu großem Reichtum gekommen. Im oströmischen Reich errichtete Konstantin der Große zu Konstantinopel das erste Invalidenheim, das Alexius Comnenus am Ende des 11. Jahrhunderts zu einem eigenen Stadteil erweiterte, in dem nur verstümmelte oder sonst im Kriege beschädigte Soldaten wohnen durften. Im Mittelalter mit seinem Bedürfnissen gewicht wenig in dieser Beziehung. Ehemalige Soldaten wurden wohl in Klöstern aufgenommen als Laienbrüder oder Haushälter; aber erst mit dem Aufblühen der Städte entstanden Pflegehäuser und Hospitäler, in denen Kriegsbeschädigte eine Zufluchtsstätte fanden. Der Deutsche Ritterorden richtete für seine verwundeten Krieger auf der Marienburg eine große Versorgungsstelle ein. In Frankreich ließ man den dienstunfähig gewordenen Soldaten zumeist den halben Sold. 1671 begründete Ludwig XIV. das Invalidenhotel zu Paris als Mittelpunkt der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Auch die Mönche leisteten hier viel. In England erbaute Karl II. für die Landstruppen ein Invalidenheim zu Chelsea, Wilhelm III. ein solches für die Marine in Greenwich. Das mittle soziale Empfinden auf diesem Gebiete bewiesen die Holländer, die zuerst eine nach der Art der Beschädigung gestaffelte Abfindung gewährten; beim Verlust des rechten Armes 450 Taler, des linken 350, bei Blindheit 1500 Taler u. s. w.

Im Dreißigjährigen Kriege war natürlich von Fürsorge irgendwelcher Art keine Spur. Noch lange nach Friedensschluß trieben sich ehemalige Soldaten als Räuber und Bettler in den deutschen Ländern umher. Der Große Kurfürst war der erste, der wieder für seine Krieger im Falle der Dienstunfähigkeit forchte; er führte die Gnadentaler für sie ein und bot den noch Arbeitsfähigen Gelegenheit, sich anzufriedeln. Dadurch brachte er manchen willkommenen Zugang in dünn bevölkerte Gegenden. Außerdem errichtete er Invalidenkompanien in Spandau und Johannisdorf und eine Schloßwache, die nur aus Kriegsbeschädigten bestand. Friedrich I. regelte das Gnadengehälternwesen, das auch die Witwen berücksichtigte; außerdem aber legte er den Grund zu dem großen preussischen Invalidenhaus, für das er aus dem Nachlaß seiner ersten Gemahlin Sophie Charlotte eine bedeutende Summe und den Bewußtsein herab. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. baute diese Einrichtungen weiter aus, indem er der Invalidenklasse viele Sporteln und Abgaben überwies, dann aber auch die kriegsverletzten Soldaten als Beamte bei der Polizei, Steuer- und Stadtverwaltung anstellen ließ. Ihm verdankt auch das Militärwaisenhaus zu Potsdam seine Entstehung; bei seinem Tode beherbergte es bereits 1400 Knaben und 150 Mädchen. Den Soldatenfrauen und -witwen ließ er lohnende Arbeit aus den Militärwerkstätten zukommen. Den Bau des Invalidenhauses verwirklichte dann Friedrich der Große. Wie sehr ihm die Sorge für die Kriegsbeschädigten am Herzen lag, beweist sein Testament, worin er diese Auf-

gabe seinem Nachfolger zur besonderen Pflicht machte. Dieser regelte das Pensionswesen für Offiziere wie für Mannschaften. In einer Verfügung vom 1. Februar 1787 heißt es: „Jeder, der in seiner königlichen Majestät Dienste Invalid wird, hat eine lebenslängliche Versorgung zu gewärtigen.“ So ist es seitdem auch in Preußen gehalten worden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Londons dunkelste Nacht. Die Zeppelinfurcht in London hat eine neue Leidenschaft der Regierung hervorgerufen, die man nachgerade als Verdunkelungs-epidemie bezeichnen könnte. Ohne Zahl sind die Verordnungen zur praktischen Verdunkelung der Londoner Straßen, und mit diesen von Woche zu Woche neu ergänzten Bestimmungen halten die Vordruckten zur Sicherung des Publikums im lichtlosen Straßenverkehr gleichen Schritt. Doch scheinen die Verdunkelungsbeehle größere Wirkung zu haben als die Einrichtungen zum Schutz vor Straßenunfällen. Denn die Listen der Unfälle werden immer länger, und der Prozentfuß von Verletzten und Toten wächst unaufhaltsam. In den letzten Wochen schiedeten die englischen Dunkelheitsgesetzgeber mit besonderem Fleiß und so großer Strenge, daß nach Einführung der neuen Anordnungen Ende Januar sogar ein Dunkelheitsrekord erreicht war. Darum bezeichnen die englischen Blätter die Nacht zum 1. Februar als die dunkelste in der Geschichte Londons. Dementsprechend stieg auch die Zahl der Straßenunfälle auf ein bislang noch nicht erreichtes Höchstmaß. Die Gefahr, durch Kraftwagen und andere Verkehrsmittel getötet zu werden, ist im Vergleich zu früher um nicht weniger als 75 Prozent gestiegen. Die sog. „Zeppelinfinsternis“ hat London in die alte Zeit der Gaslaternen zurückversetzt, und diese Zeit will schlecht mit den Gefahren des modernen Straßenverkehrs zusammen passen. Die Automobile, Motoromnibusse und Motorräder sind die Hyänen der Londoner Nächte geworden. In der letzten Woche des Januar wurden 22 Menschen in den Londoner Straßen getötet. Im Reichsbilde Londons ereigneten sich in dieser Zeit alles in allem 30 Unfälle mit tödlichem Ausgang. Die Nacht zum 1. Februar aber steigerte die Zahl der Toten auf 50. Da die bisherigen Schutzmittel sich als wenig praktisch erwiesen haben, ist noch eine weitere Zunahme dieser Unfälle zu erwarten.

Die neueste Frisur des Kopfes mußte sich den hochmodernen Halskransen und -Rüschen anpassen und wurde deshalb höher und immer höher aus dem Nacken geschoben. Heute sind wir auf dem Wirtel angelangt, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird bald ein Krönchen auf dem Scheitel thronen, wie die Tracht der Wiederkehrzeit, der wir so nahe gekommen, vorschreibt. Heute wird das Haar an den Schläfen straff nach hinten gezogen, eine Frisur, die mit viel Überlegung ausprobiert werden muß, da sie zu schmale und auch zu runde vollwändige Gesichter nur selten gut und vortheilhaft kleidet. Auch die „hochmoderne“ Schlafensmode will mit Vorsicht angepaßt sein, wenn sie der Trägerin zum Vorteil gereichen soll, zu leicht verleiht sie ihr etwas Herausforderndes, das sie natürlich vermeidet. Eine dritte Klippe des guten Geschmacks in der Frisur sind die modernen „Simpelfrisuren“. Junge Mädchen sehen oft recht hübsch damit aus, namentlich wenn das Haar dunkelblond oder schwarz ist. Hellblonde „Stirnfrisuren“ kommen dagegen wenig zur Geltung und sollten leicht gekraust werden, wenn eine zu hohe Stirn sie bedingt. Bei schwachem Haar wirkt man die unterschlagene Frisur am Wirtel kaum ohne gut befestigte Unterlage ausführen können. Bei starkem Haar aber gelingt sie meist recht gut, wenn man das Vorderhaar dreimal teilt, dann die seitlichen Haarsträhnen am Wirtel feststeckt, das Mittelhaar leicht gelockert darüber befestigt und schließlich das in zwei Teile genommene Hinterhaar erst von rechts, dann von links über den so gebildeten Knoten schlägt und mit hübschem Zierkamm hält. Diese Einsteckämme werden immer breiter und neben vielen Ringen zeigen sie reizende Ornamente, Metall- und Steinauflagen als Zierat. Doch muß auch bei ihrer Wahl die Gelegenheit den Ausschlag geben, bei der sie als reizvoller Schmuck dienen sollen. Auf der Straße trägt die Frau von gutem Geschmack keinen blühenden Haarschmuck.

Schach

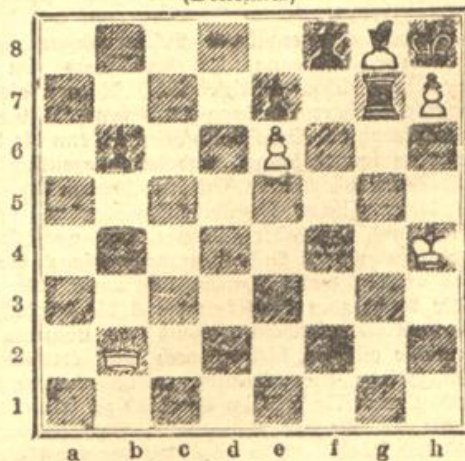
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 13. Februar 1916.

Aufgaben.

Nr. 423. Dr. H. v. Gottschall.
(Bohemia.)



Matt in 5 Zügen.

Die hübsche, ziemlich einfache Idee dieses Problems ist nicht allzuschwer zu erfassen.

Nr. 424. A. Skopal in Brunn.

Weiß: Kc6, Dg1, Sc4, d3, Bb2 (5 Stück).
Schwarz: Ke4, Te3, Bc2, e2, f6 (5 Stück).
Matt in 2 Zügen.

Nr. 422 ist zwar korrekt, der Verfasser verbessert diese Aufgabe aber zur Vermeidung einiger Unschönheiten durch Streichung der weißen Bauern auf b3 und b5 und der schwarzen Bauern auf g4 und g5, sowie durch Versetzung des weißen Königs auf b1 und Hinzufügung je eines schwarzen Bauern auf b5 und c6, sowie eines schwarzen Springers auf g7. Die Stellung ist also jetzt: Weiß: Kbl, Da8, Tg1, La7, c8, Sb2, Bd2, d3. — Schwarz: Kd6, Ld4, h5, Sg7, Bb5, c5, c6, d5, h4. Matt in 4 Zügen.

Partie Nr. 155. (Russisch.)

Weiß: Capablanca. Schwarz: Sharp.

1. e2—e4	e7—e5	21. Kgl—f1	f7—f6
2. Sgl—f3	Sg8—f6	22. Tal—e1	Te8×cl†
3. Sf3×e5	d7—d6	23. Kfl×e1	Kg8—f7
4. Se5—f3	Sf6×e4	24. Kel—d1	Kf7—e6
5. d—d4	d6—d5	25. Kdl—c2	Ke6—d6
6. Lf1—d3	Lf8—e7	26. Sd2—b3	Sg6—f8
7. Dd1—e2 ¹⁾	Se4—f6 ¹⁾	27. Sb3—c5	g7—g6
8. 0—0	0—0	28. Kc2—b3	f6—f5
9. Tfl—e1	Sb8—c6	29. Kb3—b4	Sf8—h7
10. Lcl—g5	Lc8—g4	30. g1×f5	g6×f5
11. c2—c3	Tf8—e8	31. Kb4—a5	Sh7—f6
12. Sbl—d2	Sf6—h5	32. Ka5—a6	Sf6—e4
13. h2—h3	Le7×g5	33. Sc5—d3	c6—c5!
14. De2×e8†	Dd8×e8	34. d4×c5†	Se4×e5†
15. Tel×e8†	Ta8×e8	35. Sd3×c5	Kd6×c5
16. Sf3×g5	h7—h6	36. Ka6×a7 ²⁾	Kc5—b5
17. h3×g4	Sh4—f4	37. b2—b4	Kb5—c4
18. Ld3—b5	h6×g5	38. Ka6—b7	Kc4×c3
19. g2—g3	Sf4—g6	39. b4—b5	Kc3—b4
20. Lb5×c6	b7×c6		

¹⁾ Ein gewagter Zug. — ²⁾ Hier wäre besser die kurze Rochade erfolgt. — ³⁾ Ein Fehlzug. Richtig war 36. b3. Schwarz verteidigt sich außerordentlich geschickt.

Auflösungen.

Nr. 419 (2 Züge). 1. Tg2.
Nr. 420 (2 Züge). 1. De7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. B., Dr. M., F. B., K. Hofmann, Albert Meyer, M.-K.-W. Landsiedel und Siegfried Morgen in Wiesbaden. Die Lösung der Aufgabe 417 wurde nachträglich auch noch von Pionier Kurt Seeland in Wiesbaden eingesandt.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Geheimschrift.

1—a 2+ :b + :3 c=44 :bd :b5?a c:4?5
a?e64.

Schlüssel: 1—b4?a Jahreszeit; ca+2 Ruhestätte;
2—?a Getränk; +:c? wichtiges Organ; a?e6?b
Feldgerät; 4=a4? Gebäck.

Homonym.

Ihr werdet mich finden zu jeder Zeit,
Bis zum jüngsten Tage der Welt,
Am Berge oben, im tiefen Tal,
In Wald und Wiese und Feld.

Ich singe Lieder, die keiner kennt,
Die nur Dichterseelen versteh'n,
Doch alle gern lauschen, die mir zur Seit'
Ein Stücklein Weges geh'n!

Ich bin gewesen, und werde doch nie
Im Leben vergessen sein,
Obwohl man schon vor mancher Zeit
Mich senkte ins Grab hinein.

In meinen Werken lebe ich fort,
In Tönen und Melodien,
Die ich einst gefügt und oft gespielt,
Die Welt damit zu erfreuen.

Telegraphenrätsel.

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge angeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben ein wichtiges Ereignis im gegenwärtigen Weltkrieg bezeichnen.
Dreieck, Grossist, Henne, Kunst, Montag, Waffel, Zunge.

Worträtsel.

Die beiden ersten schlägt man,
Die beiden andern brennen,
Und unsere Tapfern im Felde
Das schreckliche Ganze kennen.

Auszählrätsel.

Nebenstehende Buchstabenreihen sind mit einer bestimmten Zahl auszu zählen, sodaß sich der Name eines tapferen Fürsten ergibt. Mit dem ausgezählten Buchstaben wird immer begonnen und kein Buchstaben übersprungen.

N G O N F A N
A E R B N R I
U D D E L V I

Auflösungen der Rätsel in Nr. 61.

Bilderrätsel: Fregattenkapitän. — Magisches Quadrat: Kluck, Leibl, Uiofu. — Rätsel: Ueberlegen.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

18. Jahrgang.

19'6.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Wetter-Märchen.

Von M. Herrmann.

(Schluß.)

Erst zur Mittagszeit ließ sie sich zur ersten Rast an einem, lustig über Steine hüpfenden Bach nieder, um sich an dem Brot zu sättigen. Die Wurstschnitten, die sie sich auf das Brot gelegt hatte, überließ sie der Krähe zur Nahrung.

Bisher war sie außer einem Förster keiner Menschenseele begegnet; als sie aber nun weiterwanderte, stieß sie auf eine Schar Knaben, die allerlei dumme Streiche im Walde verübten und besonders nach Vogelnestern suchten.

Eben hatte einer von ihnen das Nest eines Rotkehlchens gefunden und wollte die niedlichen, bunten Eier herausnehmen, als Traumliese, die das Geschrei der bedrängten Vögelktern jammerte, den Buben ihr unnützes Tun verwies.

„Ha, ha! Seht doch das dumme Bauernmädchen,“ riefen die Buben und umringten Traumliese, „sie will uns Vorhaltungen machen und hat selbst eine Krähe auf der Schulter.“ Dabei stießen und drängten sie Traumliese und wollten ihr die Krähe wegnehmen. Aber die Krähe nahm das Ding übel, hackte wütend nach den Händen der Knaben, und einer von ihnen bekam einen derben Schnabelhieb auf die Nase, daß er heulend davon lief.

Das Wehgeschrei der Rotkehlchen hatte auch eine Schar kriegerischer Ameisen herbeigezogen, die auf einer Wanderung begriffen waren. Traumliese hörte den Hauptmann der Ameisen befehlen: „Vorwärts marsch! Drauf und dran! Verjagt dieses zweibeinige Raubtier!“

„Gebt Acht,“ sagte Traumliese zu den Buben, „die Ameisen werden euch böse zerbeißen.“ Da fing auch schon einer der Knaben an zu schreien, hob bald das eine, bald das andere Bein auf, denn die Ameisen waren ihm über die Schuhe hinweg in die Strümpfe gekrochen. Eilend lief er davon, um an einem sicheren Ort die Kleidung auszuziehen und von den Ameisen zu säubern. Die übrigen Knaben ergriffen nun auch die Flucht, und Traumliese konnte ihren Marsch fortsetzen.

Dieser führte sie jetzt durch hochstämmigen Nadelwald, in dem die Bäume sehr dicht standen, und ohne die Krähe, die ihr zeigte, wo der Wechselgang des Wildes hindurchlief, hätte sie sich wohl schwerlich hindurch finden können.

Doch endlich nahm der düstere Wald ein Ende, sie trat in dichtes, buschiges Unterholz, von lichten Birken und Erlen durchsetzt. Hier zog sich der feste Pfad an einem versumpften Graben entlang und in der Ferne sah man das Wasser des Tegeler Sees ausfließen.

Tiefblaue, großblättrige Vergißmeinnicht standen am Rande des Grabens und Traumliese raufte einen großen

Strauß zusammen. „Für den Abendwind, daß er meine Bitte um Regen erfüllt,“ sagte sie zur Krähe.

Die Krähe hüpfte von des Mädchens Schulter auf einen Erlensbusch und bewegte die Schwingen auf und nieder. „Ich glaube, es geht schon wieder mit dem fliegen,“ sagte sie. Dann flatterte sie auf eine Birke. „Krach, krach!“ schrie sie, „ihr Brüder, ihr Schwestern, kommt alle herbei, wir wollen den Abendwind wecken!“

Von allen Seiten kamen die Krähen herbei und ließen sich auf den Birken nieder. Als eine große Schar beisammen war, flogen sie auf, hin und her über den See und schrieten im Chor: „Krach, krach, Abendwind, wach auf, krach, krach!“

„Was für ein abscheuliches Geschrei,“ sagte ein Erlenseißig, „man versteht nicht sein eigenes Wort.“

„Das bedeutet Regen,“ schwirrte ein Leichrohrsänger, der sein Nest im Rohrdickicht hatte. „Mir liegt nichts an Regen, wir haben ja hier Wasser genug,“ und flog mit einem Schnabel voll Insekten zu seinen Jungen.

Traumliese war weiter geschritten, bis der Weg an einem weiten Rohrdickicht zu Ende war, vor ihr wallte es wie Nebel und Wolken im Rohr. Aus ihnen heraus hob sich jetzt der Abendwind, schaute nach den Krähen und brummelte mit Gähnen: „Wer stört mich da in meinem Schlaf?“ Dann fiel sein Blick auf Traumliese, die zitternd vor ihm stand und ihm ihren Strauß hinhielt.

„Posttaufend, wie kommst Du denn hierher?“ fragte der Abendwind erstaunt.

„Ich wollte Sie um Regen bitten, lieber Herr Abendwind,“ sagte Traumliese schüchtern, „der Morgenwind weht schon vier Wochen lang, trocknet das ganze Erdreich aus und unsere Kartoffeln können nicht wachsen.“

„Vier Wochen lang? Habe ich denn so lange geschlafen?“ fragte der Abendwind betroffen.

„Ja,“ sagte Traumliese schon etwas mutiger, „voriges Jahr hatten wir zu viel Regen und in diesem Jahre zu wenig, und wenn wir wieder eine Magernte haben, will der Vater nach Amerika ziehen,“ und sie schluchzte laut.

„Weine nur nicht, kleines Mädchen,“ beruhigte sie der Abendwind, „ich fliege noch heute nach dem atlantischen Ozean und hole eine Ladung Regenwolken, und damit es nicht zuviel regnet, werde ich mich mit den andern Brüdern verabreden, daß wir uns zu rechter Zeit ablösen.“

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Abendwind,“ sagte Traumliese erfreut, „und bitt' schön, ich habe auch einen Strauß Blumen für Sie.“

Da lachte der Abendwind, daß sein feuchter Atem dem Mädchen ins Gesicht schlug. „Die Blumen behalte mir

zum Andenken an den Besuch, den Du mir gemacht hast," sagte er, „und nun beeile Dich, daß Du heimkommst, denn wenn ich mit meinem Brüderlein, dem Morgenwind, zusammengerate, kann es leicht ein kleines Donnerwetter geben.“

Dann reckte sich der Abendwind in die Höhe, breitete seine Wolkenflügel aus und flog davon. Bald war er nur noch wie eine leichte Wolke anzusehen.

Traumliebe machte sich nun auf den Rückweg; als sie aber wieder bis zu dem düsteren Nadelhochwald gekommen war, überfiel sie ein großer Schrecken, denn jetzt war die Krähe nicht mehr bei ihr, um ihr den Weg zu zeigen, und auch nach der Sonne konnte sie sich nicht richten, sie stand schon zu tief und ihre Strahlen konnten die lebendige Mauer nicht mehr durchbrechen.

So wanderte sie denn auf gut Glück weiter, emsig nach dem Wildpfad spähend, den sie gekommen war. Es war ihr so bange zu Mut, da kam ihr das Marschlied in den Sinn, das sie am Tage zuvor von den Berlinern gelernt hatte, und sie sang laut die Verse, dazu im Takt marschierend:

„Ich hab' einen Kameraden, einen bessern' gibt es nit,
Steht er in hartem Streite mir unentwegt zur Seite,
So weich' ich keinen Schritt.

Droht mir der Feinde Tücke in dieser argen Welt,
Mein Kam'rad führt die Waffen, er wird mir Frieden schaffen,
Mein Kam'rad ist ein Held.

Nicht Dunkel kann mich schrecken, ich bin in treuer Hüt,
Es wird mich in Gefahren mein Kamerad bewahren,
Mein Kam'rad ist mein Mut.“

Jetzt drangen Klagelaute an ihr Ohr; sie ging dem Tone nach und fand eine Füchsin, die mit der Rute in einem Fangeisen eingeklemmt war.

„Ah," sagte Traumliebe, „Du hast gewiß Hühner gestohlen, unser Vater hat deshalb auch einmal ein Fangeisen aufgestellt und auch richtig den Hühnerdieb gefangen.“

„Nur ein paar Rebhühner für meine Jungen," winselte die Füchsin. „Liebes, gutes Kind, öffne doch das Eisen, daß ich zu meinen Kindern komme, sie müssen sonst verhungern. Ich will Dir so gern auch wieder einen Gefallen tun.“

„Deiner Jungen wegen will ich Dich herauslassen," sagte Traumliebe mitleidig, „und wenn Du mir dafür einen Gefallen tun willst, so zeige mir den Weg, Du wirst hier besser Bescheid wissen als ich; zeige mir, wie ich am schnellsten nach Morgen zu aus diesem Wald heraus komme.“ Dann öffnete sie das Eisen und die Füchsin lief vor ihr her, hin und wieder sich umschauend, ob das Mädchen auch folgen könne. Doch als sie bis zu einer verwahrlosten Waldblöße gekommen war, machte sie einige Kreuz- und Querläufe und verschwand plötzlich.

Da war Traumliebe so klug wie zuvor. Hier war nicht Weg noch Steg zu entdecken. Brombeerranken schlängten sich in halb verwitterte Reishäufen hinein. Das Gras stand in hohen, dünnen Halmen. Das ganze Brachfeld war mit Baumstämmen von riesigem Umfang besanden, nur hin und wieder stand noch ein alter hohler Baum, in dem Hohltauben nisteten. Die Täuberliche in ihrem metallisch glänzendem Federschmuck sonnten sich in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne und sangen ihren brütenden Weibchen ein Schlummerlied: „Kukruh, kukruh, jetzt gehts zur Ruh, zur Ruh.“

Mühsam stapfte Traumliebe hindurch. Jetzt hörte sie Peitschenknallen und Räderknarren, und als sie sich noch durch eine niedrige Tannenschonung gezwängt hatte, stand sie auf der Landstraße, just, als die Sonne eben verschwand.

Am nächsten Kreuzweg stand ein Wegweiser. „Nach Malchow, 2 Meilen," stand an einem Arm desselben. Da jauchzte Traumliebe, nun konnte sie nicht mehr fehl gehen. Nach einer Stunde tauchte auch im Abenddämmer der Kirchturm von Malchow auf. Nun konnte es immer dunkel werden, die weißen Steine zu beiden Seiten der Landstraße zeigten ihr sicher den Weg.

Sie war so müde und hätte sich gar zu gern ein bisschen auf einem der Steine ausgeruht, aber am Horizont stiegen weiße Wölkchen auf, hin und wieder kam ein Windstoß und die Worte des Abendwindes: „Wenn ich mit meinem Brüderlein, dem Morgenwind, zusammen gerate, kann es leicht ein Donnerwetter geben," trieben sie immer wieder an.

Endlich war sie im Dorf, schon von weitem sah sie, daß zu Hause Licht in der Stube brannte. Am Himmel hatten sich jäh dunkle Wolken ausgebreitet, und als sie in die Haustür trat, fielen die ersten schweren Regentropfen.

Leise öffnete Traumliebe die Stubentür, da sprang ihr die Mutter mit einem Freudenschrei entgegen, und auch der grobe Gottlieb senkte erleichtert auf, daß seine Älteste wieder da war. Er hatte am Mittag zornig gepölkert, als Traumliebe nirgends zu finden war und den Stock bereit gestellt, mit dem sie ihre Schläge haben sollte, weil sie wieder den dummen Vögeln nachgelaufen sei, wie er meinte.

Als dann aber Stunde um Stunde verstrich, ohne daß das Mädchen wieder kam, war ihm doch bänglich geworden, daß sie sich im Walde verirrt haben könnte.

Das Mädchen war totmüde auf die Ofenbank gesunken, alles, was sie in den Händen hielt, entfiel ihr. Auf die Frage der Mutter, wo sie gewesen sei, brachte sie in der Schlaftrunkenheit nur verworren heraus: „Dem Abendwind am Tegeler See, von seinem Versprechen, Regen zu bringen, von der Krähe und der eingeklemmten Füchsin.“

„Du meine Güte," sagte der Bauer, „das Mädel wird doch nicht bis an den Tegeler See gelaufen sein?" Dann stand er horchend. „Ich glaube es regnet," damit lief er hinaus.

Da zuckte ein Blitz, dem ein krachender Donner folgte. Traumliebe schreckte auf. „Jetzt ist der Abendwind mit dem Morgenwind zusammengelassen, und es gibt ein Donnerwetter," murmelte sie.

Die Mutter hatte ihr Kleider und Schuhe ausgezogen und trug sie ins Bett. „Jetzt schlaf' nur," sagte die Mutter und das Mädchen schlief, daß sie nichts von Donner und Regen hörte.

Freudenvoll kam der Bauer von draußen herein. „Mutter, es regnet," sagte er zu der Bäuerin, welche den Strauß Vergißmeinnicht aufgerafft und in einen Topf mit Wasser gestellt hatte, „nun kann noch alles gut werden.“

Traumliebe schlief in den hellen Tag hinein; als sie endlich erwachte, waren die Eltern draußen auf dem Feld. Als sie sich auf die gestrigen Erlebnisse besann, sprang sie schnell aus dem Bett und suchte nach dem Zauberstäbchen; aber, o weh, sie fand es zertreten am Boden liegen. Traurigen Herzens zog sie sich an und ging hinaus. „Was wird das Wettermännlein sagen?" dachte sie. Das Männlein war nicht zu sehen, es stand im Innern des Häuschens, statt seiner stand die Frau mit dem Regenschirm draußen.

Traumliebe schnitzte ein ähnliches Stäbchen, das wollte sie dem Männlein in die Hand stecken, wenn wieder Schönwetter in Sicht war. Aber freilich, mit dem Zauber war es nun für immer vorbei. Die Vergißmeinnicht aber, die mit den Wurzeln ausgerauft waren, trug sie in den Wald und grub sie an der Vogeltränke ein.

Der Abendwind hat sein Wort gehalten, es wechselten Regen mit Sonnenschein und Wind, so daß der grobe Gottlieb eine reiche Ernte hatte und ihn nur die Sorge plagte, genügend Kräfte zum Ausmachen der Kartoffeln zu finden, aber da wußte Onkel Wilhelm guten Rat.

„Wir sind so oft hierher zu unserm Vergnügen gekommen, nun wollen wir uns auch zur Arbeit einstellen," sagte er zum groben Gottlieb.

In den Herbstferien kam er mit seinen vier Kindern, um bei der Ernte zu helfen. Das war nun wieder ein ganz besonderes Fest für ihn und die Kinder.

Jedes hatte in seinem Rucksack eine Decke für sich mitgebracht, ihr Schlafzimmer war der Heuboden und jeden Tag ging es hinaus aufs Feld.

Selbst Gottliebs Jüngstes half beim Auflesen der Kartoffeln. Die Ernte war so reich, daß bei weitem nicht alles in den Kellern untergebracht werden konnte, und im Garten verschiedene Kartoffelmieten aufgeschüttet werden mußten.

„Euern Lohn habt ihr euch redlich verdient,“ sagte der grobe Gottlieb zu dem Lehrer und seinen Kindern, „ich fahre euch den Keller voll Kartoffeln, daß ihr genug habt, bis es wieder neue gibt.“

Als nun das Letzte vom Felde eingebracht war, gab es einen richtigen Ernteschmaus. Die Bäuerin hatte zwei Gänse geschlachtet und im Backofen schön knusprig gebraten, auch Tags zuvor Pflaumenkuchen gebacken.

Der grobe Gottlieb, voller Freude über die gute Ernte, schnitzte kleine Harken für die Mädchen und schnitt Fahnenstangen für die Buben. Die Harken wurden mit den letzten Blumen des Gartens umkränzt und die Stangen mit bunten Tüchern zu Fahnen hergerichtet. Nun zog Onkel Wilhelm mit der festlich gekleideten Schar rund um das Gehöft, in den Wald zur Vogeltränke und wieder zurück, und weithin schallend sangen alle das Erntelied, das er zu dem festlichen Tag gedichtet hatte:

Sonnenschein
Leuchtest mir ins Herz hinein.
Meine Fahne will ich schwingen,
Tubellieder will ich singen
Heut' am Erntefeiertag.

Grobes Spiel
Sei für Jung und Alt das Ziel.
Alle Klagen lasset schweigen,
Nur die Freude sei zu eigen
Unsers Erntefeiertag.

Kommt zu Haus,
Musikanten spielet auf!
Kommet all' im Festtagskleide,
Blumen geben das Geschmeide
Heut' zum Erntefeiertag.

Einigkeit
Binde uns zu jeder Zeit.
Eint im Fest uns hohe Freude,
Gibt uns Einigkeit im Leide
Unsers Lebens Feiertag.

PD

Die Wacht am Rhein.

Ist mir da jüngstens ein Knirps begegnet,
Als es Windfaden vom Himmel geregnet,
Und ich, ohne Schirm, dem Wolkenstieber
Im Geiste gab einen Nasenstieber.
Dem Knirpse strahlte das Augenpaar
Tiefblau unter dem blonden Haar.
Er trug auf dem Kopf eine Zipselmütze;
Die lange Quaste an ihrer Spitze
Pendelte bei des Knirpses Schritt
Hierhin und dorthin im Takte mit.
Ich hätte fast um der runden Wangen
Purpurn leuchtendes Jugendprangen
Den Knirps, den strammen, beneidet und
Ihn gern geküßt auf den blühenden Mund.
Die festen Beine in groben Samaschen,
Die Hände tief in den Hosentaschen,
So schritt er ganz ruhig. Auf seinem Rücken,
Der sich, so glaub' ich, nie tief wird bücken,
Trug er den lederbekleideten Ranzgen —
Drin hörte die Federn und Griffel man tanzen.
Und sang, als könnt' es das Lied nur sein,
Mit heller Stimme die Wacht am Rhein.
Dabei flog das Wasser an ihm hernieder,
Nägte die Kleider ihm und die Glieder.
Und ich, obgleich auch ganz pudelnag,
Ging auf des Knirpses Spuren färbag,
Bis singend er ein in den Schulhof bog.
Dann kehrte ich um und grüßend flog
Mein Auge hinüber zum Vater Rhein,
Und lachend sprach ich: „Kannst ruhig sein!“

Johanna Weistich.

Blinder Eifer schadet nur.



Alte deutsche Lindenbäume.

Von allen Waldbäumen erreicht die Linde das höchste Alter. Über verschiedene durch ihr ehrwürdiges Alter geweihte Linden plaudert Georg von Dettm in einem Beitrag in den „Münsterischen Heimatblätter“. Ein außergewöhnlich großer, gesunder Baum dieser Art mit breit ausladenden Ästen, dessen Alter auf 1000 Jahren geschätzt wird, steht in Hirsingen in der Lüneburger Heide. Die Linde zu Donndorf bei Bayreuth, die 1849 ihren Hauptast verlor, soll mehr als 1230 Jahre alt sein und schon 1390 einen Umfang von über 15 Metern gehabt haben. Diejenige von Neustadt am Kocher ist seit etwa einem Jahrtausend frisch; schon 1292 war sie als ein großer, alter Baum bekannt. Von ihrem Umfang kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß ihre untersten Äste auf nicht weniger als hundert Stüpfseilern ruhen. Die bemerkenswerteste und bekannteste alte Linde Westfalens ist die Femlinde zu Dortmund. Das Alter dieses Baumes kann insofern einigermaßen bestimmt werden, als das Femgericht, das ein Freigraf leitete, während des Mittelalters weiter westlich am Graben der Stadt lag und 1545 unter die Linde verlegt wurde. Dieser so ehren- und ruhmreiche Baum, der noch heute den steinernen Tisch des Gerichtes mit des Reiches Nar zeigt, auf welchem einst das nackte Schwert und die Weidenzähne lagen, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Eisenbahnanlagen hineingezogen und ist trotz der sorgfältigsten Pflege, die man ihm zuteil werden läßt, dem Absterben verfallen. Bemerkenswert ist auch die alte Blutlinde in Frauenstein bei Wiesbaden. Drei merkwürdige, uralte Linden, allerdings ebenfalls durch die Jahrhunderte sehr mitgenommen, finden sich auf den öffentlichen Plätzen Paderborns; unter den beiden des kleinen Domplatzes schwor die Bürgerschaft der Stadt dem Fürstbischof den Huldigungs- und Treueid. Vier prächtige alte Linden stehen an einer uralten Opferstelle bei Soest; ihre mächtigen Kronen haben einen Umfang von 6½ Meter. Die Priorlinde auf der Klus bei Brekerfeld wird auch Lutherlinde genannt. Solche alte Linden spielen im Volksglauben eine große Rolle. So soll eine Linde im Bodensee die Behausung eines wohlthätigen Zwerges sein, der die Kranken pflegt und den Armen Brot bringt. In einem Lindenbaum, heißt es im Volksmunde, schlägt der Blitz niemals ein; deshalb findet man vor Wohnhäusern, an Feldwegen und auf Viehkämpfen häufig Linden. Das Holz dient als Mittel gegen Verzauberung.

Eine kräftige Antwort Blüchers.

Als Napoleon I. am 29. Juni 1815 dem Thron zugunsten seines Sohnes entsagt hatte, schrieb der zum Oberbefehlshaber ernannte Marschall Davoust am folgenden Tage an Blücher, daß die Abdankung des Kaisers die Ursache des Krieges hinweggeräumt habe, und daß Blücher eine große Verantwortung auf sich laden würde, wenn er trotzdem die Feindseligkeit fortsetzen wollte. Darauf entwarf Blücher mit Gneisenau folgende Antwort: „Mein Herr Marschall! Es

ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Thron entsagt hat. Dieser hat nur bedingungsweise zugunsten seines Sohnes entsagt, und der Beschluß der verbündeten Mächte schließt nicht Napoleon allein, sondern alle Mitglieder seiner Familie vom Thron aus. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie tun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden? Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand geschlossen werden. Ich mache Ihnen bemerkt, Herr Marschall, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten.“ Als Gneisenau hiernit fertig war, wollte Blücher die Feder ergreifen und unterschreiben. „Erst aber, Durchlaucht“, meinte Gneisenau, „muß der Brief ins Französische übertragen werden.“ — „Was, Sie wollen den Brief erst übersetzen?“ sagte Blücher erstaunt. — „Natürlich, Durchlaucht, wir können einem Franzosen doch nicht zumuten, daß er einen deutschen Brief verstehen soll!“ — „Warum denn nicht?“ rief Blücher wütend. „Wie hat denn Davoust an mich geschrieben? In französischer Sprache; also habe ich das Recht, in deutscher an ihn zu schreiben. Mag er vornehm die Nase rümpfen und sagen, der Kerl, der Blücher, ist so dumm, daß er nicht einmal französisch versteht und mir in seiner Muttersprache schreibt. Ich rümpfe auch die Nase und sage, der Davoust ist so dumm, daß er nicht deutsch versteht und mir in seiner Muttersprache schreiben muß!“ Dabei blieb's, und der Brief ging deutsch ab. Teich (Köln).



Ein Märchen aus dem Schühengraben. Soldatenbrief.

Frankreich, den 7. September 1915.

Meine lieben Kinder, mir geht es hier sehr gut. Wir wohnen in einer schönen, schönen Höhle, in der die kleinen Zwerge jeden Abend tausend Lichter anzünden, rote, blaue, grüne, gelbe und weiße. Wir schlafen in goldenen Betten, und die kleinen Zwerge bewachen uns. Sie bringen die schönsten Sachen herbei, goldene Stühle und Bänke und auch ein silbernes Ofchen, darauf kochen die Zwerge alles, was wir uns wünschen. Morgens früh kommen hundert Zwerglein, jedes ein rotes Licht in der Hand, und fragen uns, ob uns nichts fehlt und ob wir alle gesund sind. Sie helfen uns beim Anziehen und führen uns wieder an den schönen Fluß, wo der Wein in Strömen fließt. Dann geht's über eine wunderschöne Brücke und

hierauf durch einen langen schmalen Gang. Links und rechts sind sehr hohe Felsen, aber auch sehr tiefe Abgründe. Sie fassen uns an der Hand und führen uns vorsichtig vorbei.

Dann kommt ein großer, tiefer See. Auf einem goldenen Schiff rudern sie uns hinüber an das andere Ufer. Dort ist ein prächtiger Garten, da stehen und liegen wundervolle Sachen, Fahrräder aus reinem Gold für brave Buben, Pferdchen zum Reiten, ganz kleine Automobile, große und kleine Puppen und Puppenwagen, hübsche Kleider und Schuhe, von denen sich jeder die schönsten aussuchen darf. Die Zwerge machen den ganzen Tag Musik, tanzen und singen lustige Lieder.

Überall stehen Karusselle und Schaukeln. Geld braucht man nicht mitzubringen, das machen wir hier selbst; ganze Säcke und Kisten voll stehen unter den Apfelbäumen. Es wird hier nur gegessen, getrunken, geschlafen und spazieren gegangen. Das alles gilt aber nur für ganz brave Kinder und Leute, die sich nicht zanken und streiten. Die bekommen Apfel und Birnen, so dick, wie Heinrichs Kopf. Die Bäume hängen voll bis auf die Erde. Da könnt ihr Kirschen haben, rote und schwarze, auch Feigen, Apfelsinen, Mandeln und Rosinen, so viel ihr wollt.

Die Zwerge können aber auch böse werden; wenn wir nicht brav sind und schön beten, schließen sie den Garten zu. Wir sind aber alle immer folgsam. Heute war es besonders schön. Die Zwerge haben uns einen Kuchen aufgetragen, so groß wie unsere gute Stube. Auf dem Kuchen standen die Namen der Zwerge in Zuckerschrift, und der Kuchen hat uns so gut geschmeckt, daß wir gar nicht aufhören wollten zu essen, und Kaffee haben wir dazu getrunken aus goldenen Tassen. Wollt ihr nicht mal mit der lieben Mama zu uns kommen? Ich fahre dann trotz all des herrlichen Zaubers gern mit euch zurück nach Wiesbaden.

Mit herzlichem Gruß und Kuß
Euer Vater Heinrich Ahrend.

Knacknuß.

1	9	1
9	9	
1	9	1

Ein Mann erhielt 40 Flaschen Wein geschenkt. Da er seinem Diener nicht traute, stellte er die Flaschen in seinem Keller auf wie nebenstehende Figur zeigt, sodaß er auf jeder Seite immer 11 Flaschen zählte. Der Diener stahl jedoch nach und nach 4, 4, 4, 4 und 2 (im Ganzen 18) Flaschen, ohne daß der Eigentümer es bemerkte, indem dieser fortwährend 11 Flaschen auf jeder Seite zählte. Wie hat der Diener jedesmal die Flaschen umgestellt, um seinen Diebstahl zu verbergen? Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätseldecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

1. Reichlich 3 Wochen, 2. reichlich 7 Monate, 3. 230 Jahre, 4. 10 Millionen Jahre, 5. 71 Jahre.